

(Nachdruck verboten.)

101

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Mosegger.

Der Jackerl ist ein Engerl worden.

Am dem Abende desselben Tages, als der Guldeisner sein Haus verkauft hatte, kamen vom Gebirge her Männer und kehrten im Steppenwirthshause ein. Sie kamen unverrichteter Sache, sie hatten ihn nicht gefunden.

Seit Tagen wurde das älteste Söhnlein des Reuthofers gesucht. Der Knabe war — wie es hieß — wegen Widerspenstigkeit in einen Moosbarren gesperrt gewesen, aus demselben entkommen und seither verschwunden. Man hatte bei den Nachbarn umgefragt, draußen in Sandeben gefragt, in den Wäldern gesucht, auf den Almern gesucht, man hatte ihn nicht gefunden, keine Spur von ihm entdeckt.

Weit hinten im Donnersgraben hauste ein Pechölbrenner, eines Köhlers Kind, das nie aus dem Walde fortgewesen. Dieser Pechölbrenner war voll Schnurren und Späße, er verstand allerlei Kurzweil. Er schnitt Pfeifen und spielte darauf; er machte aus trockenen Lattichblättern Drachen und Geier und ließ sie steigen; er schnitzte kleine Mädchen mit Hämmern, stellte sie ins Wasser und ließ sie klappern; er meißelte aus Föhrenrinden Hirsche und Kameele; er baute niedliche Grillenhäuschen, Mansfallen, machte Fliegenklappen, Schmetterlingsnetze und dergleichen. Diese Dinge trug er, wenn er mit seiner Pechöllagel hausiren ging zu den Häusern, verschenkte sie an die Kinder und bekam dafür von der Bäuerin etwas zu essen. Der Pechölbrenner-Nag ward nie allein gesehen, wenn er über und über mit Sachen behangen in Altenmoos umging — immer folgte ihm ein Schwarz von Kindern, und manches Knäblein stieg ihm nach bis hinauf in den Donnersgraben, wo es dann in der Hütte des Waldmenschen geast und gehegt ward.

Der Pechölbrenner-Nag hatte sein Lebtag drei Weiber gehabt, aber nicht nebeneinander, das ist in Altenmoos niemals der Brauch gewesen, sondern hintereinander. Die erste hatte seinen Erwerb in bunten Wollkleidern und Seidentüchern verthan und mit dem fürnehmen Gewand ihren dürren Leib geziert, daß das Ding nur so gepenstert hast herumgeflattert war in der Gegend. Die zweite hatte seine Groschen in Schnaps vertrunken und nebstbei in den Sommerstadeln und Köhlerhütten herumgeschlafen. Die dritte war arbeitsam und sparsam, hatte aber dem Nag mitunter ein Scheit an die Füße oder an den Rücken geworfen, wenn er von seiner Hausirerei zu wenig Geld heimgebracht, keine dieser drei Holden hatte ihm ein Kind geboren, und der Nag hätte gar gern so etwas Kleines gehabt, ein lebiges Kindel, oder deren mehrere oder viele. Sein einziger Wunsch war, ein König zu sein oder ein Königreich voll Kinder zu haben. Die drei Weiber lagen nun längst draußen in Sandeben friedlich nebeneinander. Der Nag, wenn er an den Sonntagen hinauskam, betete allemal drei Vater unser bei ihnen und ging dann wohlgenuth wieder heim in seine Waldhütte. Jetzt ging ja frisch sein Leben an, er war ein altes Kind mit den Kindern und für die Kinder.

So war man auf die Vermuthung verfallen, des Reuthofers Knabe, der Jackerl, sei vielleicht zum Pechölbrenner-Nag hinausgegangen. Aber der wußte nichts von ihm, löschte jedoch sofort seinen Pechölsen aus und ging mit auf die Suche.

Jakob der Vater war am ersten Tage der Suche arg zornig gewesen auf seinen ungerathenen Sohn; am zweiten Tage kam er ins Bedenken, ob die Behandlung mit dem Moosbarren wohl das rechte Mittel gewesen sei, den Knaben zu bändigen; am dritten Tage hub eine heimliche Angst an, sein Herz zu zerfleischen. Seinem Weibe, der Maria, gegenüber that er wohl immer noch, als sei er gegen den Knaben aufgebracht, denn die Maria that nichts mehr als weinen und beten. Sie hatte sich mattgelaufen und heiser geschrien in der Gegend, und daß das Kind so lieblos und verblendet gewesen und seinen Eltern und Geschwistern entflohen sein sollte, als wären sie seine grimmigsten Feinde, das that ihr am meisten wehe. Seine besonderen Wege war der Knabe von

erster Kindheit an gern gegangen, mit fremden Leuten war er mehrmals fortgezogen und als vierjähriger Knabe hatte er sich draußen in Sandeben einmal einer Zigeunerbande angeschlossen. Es hieß damals, die Landstreicher hätten den Knaben verbergt und ihm ein Tränklein beigebracht, daß er seither keine Lab' und Lieb dabei mehr empfinden könne. Die Maria bekannte nun, es sei ihr immer vorgegangen, mit diesem Kinde würde es eine andere Wendung nehmen als mit gewöhnlichen Kindern, sie behauptete, es habe immer ein ganz besonderes unerforschliches Wesen gehabt, und es sei ihr oft vorgekommen, Gott müsse mit ihm etwas Eigenes im Sinne haben. Wenn sich das Weib ausgeweint hatte, dann kam plötzlich wieder die Zuversicht, es müsse mit dem Jackerl zu einem großen Glücke ausschlagen. Wenn er nur so viel gewesen und zu mir gekommen wäre! rief der Pechöll-Nag häufig aus, wir wollten uns schon unterhalten haben miteinander. Und hätt's sein müssen, das Umlaufen, so hätt' ich ihm die Pechöllbitten auf den Buckel geschnallt: Jetzt lauf um zu den Leuten, jetzt weißt warum!

Am vierten Tage des Suchens brachte jemand die Nachricht, oben am Fuße des Hochgebirges, im Gottesfrieden, am Rande des kleinen Sees, seien zwei Knabenschuhe gefunden worden. Als man diese Schuhe der Maria zeigte, wendete sie sich rasch davon ab, wandte in den Winkel der Stube und sank dort zu Boden. Es waren die Schuhe des Jackerl. Sie waren handgerecht aufgeriemt und von den Füßen gezogen worden, und das erklärten sich die Leute so: Der Knabe sei auf seiner Wanderung im Gebirge von Hunger befallen worden und habe in dem See Forellen gefangen oder sich die wunden Füße baden wollen. Er habe die Schuhe ausgezogen, sei in das Wasser gestiegen, habe sich zu weit vorgewagt und sei in der unergründlichen Tiefe versunken. Etliche meinten, es könne auch anders gewesen sein: Der Knabe habe sich der Schuhe entledigt, um mit bloßen Füßen leichter die Felswand hinaufzuklettern, und wenn sein Leichnam im Hochgebirge nicht gefunden werde, so sei er nach dieser Richtung hin davon und werde wohl so leicht nicht eingeholt werden können. Der Untergang im See war übrigens weitaus glaubwürdiger.

Da bis an den fünfundzwanzigsten Juli, als an dem Tage des heiligen Apostels Jakobus, keine Spur gefunden und keine Kunde von dem Knaben gekommen war, begingen sie in der Pfarrkirche zu Sandeben die Todtenfeier für den verunglückten Jackerl.

Das Elternpaar war ruhig und ergeben. Der Schmerz hatte ausgetobt, jetzt war der Tag zum Gebet und frommen Bedenken. Es war ein düsterer Hochsommertag mit Regen und Donner. Die Kerzen des Altars wiederstrahlten an der Vergoldung und legten ein trübes Roth an die Kirchenwände. Die Kirche war voll von Menschen, die Altenmooser hielten zusammen in Leid wie in Freude. Die Maria kniete in ihrer Bank und schloß die Augen. Frohe Bilder aus Jackerl's Kindheit dämmerten in ihrer Seele auf; alle Unarten und Wildheiten des Knabens waren vergessen, heiter, schön, sanft, lindlich und zärtlich, wie man sich das Ideal eines Kindes, denkt, so stand der Knabe nun vor dem schöpferischen Mutterauge, und schließlich versammelten sich alle ihre Gedanken und Empfindungen im Gottesfrieden, wo der See war. Dort stand ihr Herz wie am Eingange der Ewigkeit; und sie klopfte an. Aber der Jackerl wollte nicht kommen, um zu öffnen. Und die Mutter meinte still vor sich hin.

Der Jakob kniete neben seinem Weibe. Sein Auge war thränenlos, seine Gesichtszüge saft herb. Das Gedächtniß an sein Kind war nicht rein geworden von Bitterkeit und Vorwurf. Oft stand der körperlich so schön gewesene Knabe wie eine Mißgeburt vor ihm. Der tröghige Junge, dem der Zug aller Jakob Steinreuter, die Anhänglichkeit an Eltern und Heimathserbe, so ganz und gar mangelte, der das Vaterhaus misachten und treulos verlassen konnte — war das wirklich ein Altenmooser Kind, war es kein Wechselbalg gewesen? Nichts war von jeher den Steinreuterleuten verächtlicher vorgekommen, als ein Stromer; ohne festen Grund und Halt wie seine Füße sind, ist der Charakter eines Vagabunden. Der rechte, echte, feste und treue Mensch muß irgendwo wurzeln, nicht anders wie ein Baum, ein Kornhalm. — Im Kirchenschiff flogen ein paar Schwalben umher. Selbst die losesten Geschöpfe, die beflügelten, wenn sie auch fortziehen, sie kommen alljährlich

das Machegefühl sich gegen alle, die irgendwie im Verdacht stehen Konten, Anarchisten zu sein. Aus dieser Grundstimmung sind die Polizeirevel in Spanien zu erklären. Noch ist nicht alles an den Tag gekommen, was in den Gefängnissen Barcelona's und in den Verliesen des beherrschenden Kastells Montjuich geschah. Was bisher in die Öffentlichkeit durchsickerte, genügt, um das Blut erstarren zu machen. Hunderte von Menschen waren verhaftet worden. Man kann ermessen, wie viele darunter auf grund irgend einer Denunziation ins Gefängnis geschleift wurden, wie wenige davon naturgemäß von dem irrsinnigen Bombenattentat etwas wissen konnten. Aber es galt, zu inquiren, und man stellte hochnotpeinliche Fragen, wie zur Zeit der schlimmsten Inquisition. Und der geistige Urheber aller der Martern, deren Schaulichkeit den Lesern des „Vorwärts“ bereits bekannt ist, ließ sich als Staatsretter in allen Tonarten preisen. Seinen Lebenslauf brachten die bürgerlichen Blätter mit spanisch-rhetorischer Ueberschwenglichkeit. Seine Bilder erschienen in den illustrierten Zeitschriften. Verse machte man zu Ehren des Mannes, der eine Verschwörerbande ausgehoben hatte; und all der Ruhm, den dieser Mann gierig und wohlgefällig einsog, war auf Bekenntnissen aufgebaut, die von gefolterten Menschen erpreßt waren. Einen davon trieben die fortgesetzten Folterqualen zum Wahnsinn. Der Gendarmereileutnant Narciso Portas — das der Name des Bluthundes — ließ sich als modernen Drachentöchter feiern und nahm mit selbstgefälligem Lächeln die Pulbigungen entgegen, die ihm dargebracht wurden; und die Anklagen seiner Opfer, die sich im Gefängnis unter Schmerzen wanden, wurden nicht gehört. Steht darin nicht eine grausame Ironie? Wenn das Tollheit war, was die Bombenschleuderer von Barcelona verbrachten, wie soll man das nennen, was die Narciso Portas und seine Leute thaten, vom wüsten Machegebrüll angetrieben, vom Wahn gepeitscht, den Aufmehrsrang als Staatsretter sich zu erwerben? Alpha.

Kleines Feuilleton.

— **Ungrammatikalische Loyalität.** „Wo alles liebt, darf ich allein nicht hassen“, dachte Studiosus X., eilte zu Studiosus Y. und zu Studiosus Z., und entwarf mit ihnen folgendes Zirkular: „Sehr geehrter Herr Kommitte! Aus Anlaß der Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstages z. z.“ Den Rest kann jeder sich denken. Es handelt sich um einen Fackelzug zur Behauptung der Liebe für Kaiser und Reich. Wie viel hundert Jahre mag der Mann wohl alt sein, dessen hundertjähriger Geburtstag jetzt wiederkehrt? Ein Kaiser darf bekanntlich über der Grammatik stehen, — ein Kaiser darf noch über anderem stehen — ein Bruder Studio hat jedoch keinen Anspruch auf eine solche Ausnahmestellung. Studiosus X., Y. und Z. mögen ihr deutsches Vaterland sehr gern haben, die deutschen Schulen und Universitäten haben sie aber mit ihrer Stilleistung arg blamirt. —

— **Auf dem letzten Ball, den die Stadt Paris gab, und zu dem zwölftausend Gäste geladen waren, wurden nachstehende Quantitäten Eßwaren und Getränke verzehret:** 9600 Gläser Fruchtsäfte, 4700 Portionen Eis, 4600 Cistaffee's, 1500 Kuchen, 8100 Gläser Punch, 3000 Schalen Eholade, 21 000 Sandwiches, 9320 belegte Bröddchen, 193 Kilogramm Konfekt, 171 große Kuchen, 5370 Schalen Kaffeebrühe, 810 Flaschen Bordeauxwein, 41 Körbe Früchte, 3600 Flaschen Champagner, 2700 Flaschen Bier. — In deutschen Städten wird auch und zwar sehr viel „festgegessen“. Aber zu diesen städtischen „Ehreneffen“ haben die Stadtväter stets nur sich selbst und einige „Großköpfe“ ein. Und noch ein Unterschied ist. Unsere Stadtväter begnügen sich bei solchen Feierlichkeiten mit belegten Bröddchen — nicht. —

— **Ansiedelung amerikanischer Krebse in Europa.** Die landwirtschaftliche Versuchsanstalt in Fécamp am Kanal (Departement der unteren Seine) erhielt kürzlich eine Sendung amerikanischer Krebse aus New-York; für Frankreich war dies wohl das erste Mal, daß solche lebend eingeführt wurden. Sie sollen zu Züchtungszwecken benützt werden und gehören zu der Art Cambarus affinis, die besonders im Frühjahr den Markt in New-York beherrscht; oft werden dort zu dieser Zeit 50000 Stück täglich abgesetzt. Sie kommen fast alle von Washington, wo sie in den Wassern des Potomacflusses gefangen werden. Im Mississippi kommt bei New-Orleans eine andere Art Cambarus vor. Diese Krebsgattung unterscheidet sich von unserm gewöhnlichen Flußkrebs (Astacus) nur in der Zahl der Kiemen; sie erreicht übrigens eine schöne Größe und besitzt ein wohlschmeckendes Fleisch. Die in Frankreich geplanten Versuche haben um so mehr Interesse, als in Frankfurt a. d. O. bereits seit drei Jahren Versuche gemacht werden, den amerikanischen Krebs bei uns heimisch zu machen. Außerdem sollen die amerikanischen Krebse gegen die Krankheit, die in unseren Flüssen die Krebse in Massen vernichtet hat, widerstandsfähig sein. —

Theater.

— Im Schiller-Theater ist die „Palastrevoluzion“ des Herrn Richard Stowronnel neu gegeben worden. Als das seichte Lustspiel vor vier Jahren im Lessing-Theater auftauchte, da war sein Autor noch nicht zum Hausdichter des königlichen Schauspielhauses avancirt; aber es gab bereits zu jener Zeit einige Leute mit guter Bitterung, die in Stowronnel den Ritter

St. Georg sahen, der durch seine Plattheiten den Naturalismus überwinden und das Publikum zum seligen Benedix zurückführen würde. Heute weiß man von Herrn Stowronnel, daß ihm nichts ferner liegt, als ein auch wie immer geartetes Streben. Sein Lustspiel „Palastrevoluzion“ behandelt im Stille der fünfziger Jahre eine gutgeartete Familientabale, die eine Proffessorentochter gegen ihre herrschsüchtige Mama anzetteln muß, um den braven Redakteur, den sie liebt, ergattern zu können. Im Schiller-Theater verstand man es vorzüglich, die Bedeutungslosigkeit des Lustspiels zu veranschaulichen. Die Handlung schritt im großväterlichen Tempo vorwärts; die Mitwirkenden, mit Ausnahme des Herrn Pauly, der als verbrauchter Redakteur eine hübsche Charakterfigur schuf, spielten so harmlos, wie der Autor es nur verlangen konnte. —

Friedrich Mitterwurzer, Mitglied des Burg-Theaters, ist am Sonnabend plötzlich in Wien gestorben, nachdem er einige Tage zuvor erst das Dekret als Hofschauspieler erhalten hatte. In ihm verliert die deutsche Schauspielkunst einen ihrer markantesten Vertreter. Mitterwurzer ist auch in Berlin wohlbekannt; für eine Saison war er noch vor wenigen Jahren unter Barnay am Berliner Theater als Gast engagirt. Mitterwurzer besaß eine genialische, aber leicht irrlichterirende Schauspielernatur. Als komischer, wie als tragischer Schauspieler besaß er die lebhafteste Neigung zum Bizarren. Eine bizarr-groteske Studie sollte er auch demnächst am Neuen Theater in Berlin vorführen, den Swengali in „Tribby“. Sein Repertoire war, seiner schauspielerischen Lust zum Herrschen angemessen, weit umfassend. Es schloß Hamlet und König Richard wie den Volz in Freitag's „Journalisten“ und Lustspielrollen in Schönthan's Stücken in sich. Als komischer Schauspieler, besonders wo er elegante, lustige Bonvivants zu geben hatte, holte er reinere Wirkungen hervor; in tragischen Rollen gefiel er sich nicht selten in Tüfteleien, in Originalitätsucht; wo er dunkle, seelische Prozesse darstellen durfte, da hatte er trotzdem häufig erschütternde Momente. Wie genialische Schauspieler nicht selten von augenblicklichen Stimmungen abhängen, so war es auch bei Mitterwurzer. Das gab seinen Gestalten wechselvollen Reiz; manchmal aber ging seine Kunst dabei gänzlich in die Brüche. Im Leben war Mitterwurzer eine Wandernatur. In den letzten Jahren erst wurde er in Wien wieder festhaft; allerdings wurde er vorsichtig behandelt und es mußte ihm freier Spielraum gewährt werden. —

Erziehung und Unterricht.

hs. Ueber eine sozialistische Sonntagschule in der englischen Stadt Glasgow macht die Londoner „Justice“ in ihrer letzten Nummer einige Mittheilungen. Neunzig bis hundert Knaben und Mädchen im Alter von 4—15 Jahren kommen sonntäglich in der Schule zusammen. Hier werden Arbeiterlieder gesungen, ferner wird ein „wohlbekanntes sozialistischer oder halb-sozialistischer Schriftsteller“ gelesen und erklärt und endlich werden die Schüler über die Pflichten und Rechte des Bürgers oder über einen anderen einschlägigen Gegenstand unterwiesen. Auch Sonnabends Abends kommt man zusammen, um zu tanzen, zu exerzieren und zu musizieren. Die Aufsicht wird von den älteren Knaben und Mädchen ausgeübt, die auch die Kleinen auf dem Schulwege zu beschützen haben. In den Sommermonaten sollen die öffentlichen Parks besucht werden, um die dort veranstaltete Musik zu genießen und sich im Freien herumzutummeln. Die Kinder haben keinerlei Entschädigung dafür zu zahlen, da H. Mac Arthur, Geo. Ferguson, Miss Glasier und andere sowohl die nöthigen Arbeiten verrichten als auch die Mittel zur Unterhaltung ausbringen. Als kleine Mängel bezeichnet die „Justice“ den „in irgend einer Form dargebotenen Gottesbegriff“ sowie einen gewissen Ueberschwang an Gefühlswärme. Dennoch aber wird das ernste Bestreben der Leiter der Schule hoch anerkannt und denjenigen, die in einer Schaar lachender, fröhlicher Kinder das schönste Gemälde erblicken, der Besuch der Anstalt empfohlen. —

Kulturhistorisches.

— Gegen den Wirthshausbesuch und den Genuß geistiger Getränke wurden in früheren Zeiten oft strenge Verordnungen erlassen. In Zofingen wurde 1612 jedem Bürger bei drei Pfund Buße verboten, in der Woche ohne genügenden Grund das Wirthshaus zu besuchen. In Karau ließ der Rath 1615 für lüderliche Bürger ein halbes Duzend „Eisenganskrügen“ machen. Lüderliche wurden in dieselben eingesperrt und bei Wasser und Brot zu Arbeit und Gehorsam angehalten. Zu Brugg traf man 1660 bis 1670 Anstalten zur Vertreibung der Lüderlichkeit, indem man lüderliche Bürger von der Kanzel verlesen ließ. Der Schulmeister und seine Frau wurden, weil sie sich vielmal zankten, ins Gefängnis gesetzt. Zänkerische Eheleute sperrte man damals gern zusammen und ließ sie mit einem Löffel essen, bis sie versprachen, friedlich zu leben. Eine Frau und eine Magd, die einander schlugen, kamen beide ins Loch. Auch auf Tabakrauchen und Schnupfen stand damals in der bernischen Herrschaft Buße. Alles Spielen und Betten war verboten. Nur das Schießen um Gaben war gestattet. 1725 mußte der Pfarrer von Kirchdorf vor der Tagfagung erscheinen und jedem Gefandten einen Dulaten erlegen, weil er im Pfarrhause an Sonntagen mit seinen Bauern Karten gespielt hatte. Noch 1771 verbietet Bern neuerdings alle Hazardspiele bei 100 Thalern Buße. Das Reglement wurde erst 1786 an Sonntagen nach dem Gottesdienste unter gewissen Bedingungen und Vorbehalten gestattet. —

Völkerrunde.

— Von einer Geisterbeschwörung bei den „Orangslam“ (Anhängern des Islam) auf der großen Molukkeninsel Galmahera berichtet Professor Kälenthal in seinem vor kurzem veröffentlichten Buche „Forschungsreise in den Molukken und Boineo“ (Frankfurt a. M., Diefenweg) folgendes: „Seit einigen Tagen hörten wir im Kampong fast ununterbrochen Musik. Es handelte sich um ein krankes Mädchen, das eines Abends auf der Landungsbrücke gestorben war, dabei aber von einem Geist angefaßt wurde, der Besitz von ihr ergriff und nun wieder vertrieben werden sollte. Als wir eines Abends in das betreffende Haus eintraten, wo die Geisterbeschwörung stattfand, fanden wir in der Mitte des Raumes ein etwa 5 Fuß langes, hübsch geschnitztes, mit Segeln und Flaggen versehenes Modell eines Schiffes, während an den Wänden herum zahlreiche Leute hockten. Ununterbrochen erkönte der dumpfe Schlag der Tisas und dazwischen das Gequietsche eines violinartigen Instruments, das aber nach der Art der Bassgeige gespielt wurde. Das unglückliche Opfer saß vor dem Schiffe in einem Stuhle, fortwährend am ganzen Körper zitternd, denn es ist eine Hauptbedingung der ganzen Prozedur, daß der Kranke stets in Bewegung sein muß. Oben war man damit beschäftigt, sie wieder für den Tanz anzukleiden, wobei ihre Mutter, die wohl die Hauptschuld an der Geisterbeschwörung trug, ihr zuredete. Das Mädchen darf selbst kein Wort in diesen Tagen sprechen, sondern muß durch Zeichen andeuten, was sie haben will. Paßt ihr etwas nicht, so gerät sie in ihrem hysterischen Zustand sofort in die größte Erregung. Nachdem ihr ein bunter kurzer Rock und ein ähnlich bunter kurzer Hals-tragen angelegt und der Silberkranz in ihrem Haar befestigt war, begann sie den Tanz, „Elat“ genannt, zuerst mäßig und schwankend, dann immer wilder um das Schiff herum, bis sie erschöpft in ihren Stuhl zurückfiel. Sogleich wurde ihr eine Schale gereicht, in der sich ein Getränk sonderbarer Art befand. Es war Seewasser, in dem Blumen schwammen. Gelegentlich erhält sie auch einen Schluck Sagawer und als Nahrung mit Wurzelkaff gelb gefärbten Reis. Der Tanz dauerte nun schon 10 Tage, von Dunkelwerden an bis Mitternacht, morgen in aller Frühe sollte endlich die Kur beendet sein. — Es war noch dunkel, als mich schon Lissakang aus dem Schlummer weckte. Sofort sprang ich auf und sah den Zug herannahen. Das Mädchen mit seinem Gefolge bestieg eine große Frau, das SchiffsmodeLL wurde hineingelegt und nun ruderte man auf die See hinaus. Unter fortwährendem Trommelschlag tanzte die Kranke um das Zauberschiff herum, endlich machte man Halt, das Schiffchen wurde aufgesetzt und von diesem Augenblick an schwielen die Tisas; jetzt war der Geist in das abtreibende Schiff gebannt. Sobald sich das Boot dem Strande wieder näherte, sprangen alle heraus und erreichten schwimmend das Ufer. Mittlerweile hatte einer meiner braunen Freunde, natürlich gegen das Versprechen einer guten Belohnung, sich aufgemacht, um das Schifflein wieder einzufangen. Als er es herangeschleppt hatte, sahen wir, daß es mit allerhand Gewaaren beladen war, besonders mit Reis, der in kunstvoll geflochtene Palmblattbehälter eingepackt war. Als Modell hatten sich die Leute unzweifelhaft die „Camphuz“ genommen, die alljährlich einige Male auf der Aheide liegt. Die aus weichem Holze geschnitzten Figuren waren, um sie als Europäer zu kennzeichnen, weiß angestrichen und besaßen alle lange, spitze Nasen, die als eine besondere Eigenthümlichkeit der „orang blanda“ gelten.“

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Ueber den Prozeß, der bei der Leichenverbrennung in den Krematorien vor sich geht, giebt die Fachzeitung „Die Flamme“ auf eine Anfrage folgende Auskunft: Die Asche eines menschlichen Körpers ist nicht pulverförmig, sondern bleibt in Stücken zurück, die die Struktur der Knochen noch deutlich erkennen lassen. Viele denken bei dem Wort „Asche“ nur an die staubförmige Holz- oder Zigarrenasche, während Asche doch in Wirklichkeit die mineralischen Substanzen eines Körpers sind, welche durch hochgradige Hitze nicht zerstörbar sind. In der Pflanze nun sind diese mineralischen Bestandtheile außerordentlich fein vertheilt — daher ist deren Asche Staub; das Knochengeriüst dagegen baut sich hauptsächlich aus solchen Mineralien auf, die in der Hitze nicht vergänglich sind und ihren Zusammenhang bewahren, d. h. wenn unmittelbar nach Beendigung des Prozeßes der Ofen geöffnet und die Asche berührt wird, zerfällt sie auch zu (Staub) Pulver, aber da sie im wesentlichen aus phosphorsaurer Kalk besteht und dieser außerordentlich hygroskopisch ist, so genügt der Feuchtigkeitsgehalt der einströmenden Luft, um phosphorsaurer Kalkhydrat zu bilden, einen Körper, der eine relativ hohe Festigkeit besitzt. Die Asche, die in Brocken und Stücken aus dem Ofen kommt, ist bei jüngeren Personen von zartem Weiß, bei älteren mehr grau oder gelblich.

Technisches.

— Eine amerikanische Kohlenlösch-Vorrichtung ist, wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, in Ludwigshafen auf dem Lagerplatz des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats in Betrieb. Es ist ein Elevator, der die Kohle aus den Schiffen in einen hochgelegenen Fülltrumpf hebt, von dem aus sie entweder in Eisenbahnwagen abgefüllt oder vermittelst einer sogenannten automatischen Hochbahn nach dem Lagerplatz befördert wird. Das Fördergerüst des Elevators und die Brücke für das Geseile der automatischen Bahn sind in Eisen ausgeführt und auf

Mätern montirt, beide können somit auf Schienen am Staben entlang über den ganzen Lagerplatz in Längen von 300 Meter fortbewegt werden. Der Elevator besteht aus einer Dampfwinde mit Fördergefäßen von fünfzehn Hektoliter Inhalt, die im Schiffe gefüllt und dann gehoben werden, um sich selbstthätig in den hochgelegenen Fülltrumpf zu entleeren. Die automatische Bahn hat ein geneigt gelegtes Geseile, das auf einer Brücke von etwa 85 Meter Spannweite und 5 Meter mittlerer Höhe verlegt ist und auf dem ein besonders konstruirter Wagen von 15 Hektoliter Inhalt, der, nachdem er unter dem Fülltrumpf des Elevators gefüllt und von einem Arbeiter angeschoben worden ist, bis zum Entladepunkt weiter läuft, daselbst nach Anschlägen an einen Frosch sich nach beiden Seiten entleert und durch ein Gegengewicht selbstthätig zum Beladepunkte zurückgeschickt wird. Die Einrichtung hat eine Leistungsfähigkeit von etwa 40 Tonnen Kohle in der Stunde. Sie erfordert außer den Leuten im Schiffe zum Einschleusen der Kohle nur einen Maschinisten an der Dampfwinde und einen Mann zum Füllen und Abstoßen der selbstthätigen Wagen an dem Fülltrumpf. —

Humoristisches.

— Aus dem Militärleben. In der Schweiz wird der Name Nicolaus mundartlich meist „Nicklaus“ ausgesprochen. In vielen Gegenden wird aber ein t eingeschmuggelt und Niklaus gesprochen, so im Fritthal, während man anderwärts, wie im Kanton Bern nur den Namen „Klaus“ kennt. Diese mundartliche Aussprache gab Niklaus zu einer Szene im Kasernenhof von Narau. Wurde da ein Züßler bei Aufnahme des Kompagnie-Stabs einer Kompagnie aus dem Fritthal gefragt, wie sein Taufname heiße. „Niklaus“ ist seine Antwort. Der Offizier, ein Berner, dem offenbar der Name Niklaus weder mit noch ohne t bekannt war, sondern nur sein „Klaus“, fragt noch einmal und erhält wiederum die gleiche Antwort: „Niklaus“. Nun wird der Frager wild und bricht los: „So, Dir weit mi foppe; i han eh nit gfoget, wie Dir nit heißet, sondern wie Dir heißet. 24 Stunden Arrest, daß da Ma sich hüme cha, wie-n-er heißt, wenn er nit Klaus heißt.“ Der Mann wird abgeführt, und in der Stammkontrolle nachgesehen, wie der Mann, der nit Klaus heißt, eigentlich getauft sei. Und da fand sich eingetragen: „Amster Niklaus von Kaisen.“

Vermischtes vom Tage.

— In Suhl (Thüringen) war kürzlich an den Anschlagssäulen ein Plakat angeheftet, durch das einer eine Frau suchte. Damit man die Kasse nicht in dem Sacke zu tanzen brauchte, hatte er auf dem Plakat auch seine Photographie anbringen lassen. —
 — In Zuchhöf (Vogtland) sind zwei Kinder in der verschlossenen elterlichen Wohnung erstickt. Sie hatten wahrscheinlich mit Streichhölzchen gespielt und dabei das Bett angezündet. —
 — Ein Daackl, der in einen Fuchsbau bei Wilsbosen eingelassen worden, raufte sich im Bau mit dem Fuchs herum, bis derselbe todt war. Erst nach acht Tagen kam der tapere Daackl, zum Skelett abgemagert, vom Kampfe verwundet und halbtodt vor Glend, durch den metertiefen Schnee wieder zum Vorschein. Der Daackl hat seinen Lohn schon weg. Der Vaterland-Sigal hat ihn also angefangen: Er kämpfte brav mit Kraft und Muth, jetzt frißt er wieder, das ist gut; der Fuchs ist todt, der Daackl, und Sieger ist der Daackl. —
 — Ein ehemaliger Erfurter Hoboist hat es in Honduras zum Obersten gebracht. Darüber spötteln einige Blätter. Sie sollen mal erst einen General zum Bombardonbläser machen! —
 — Auf der Herzkaemper Mulde bei Hattlingen wurden vier Bergleute bei der Ausfahrt durch Herabstürzen der Förderschale getödtet. —
 — Prozeßwuth. In Fenchtaugen (Bayern) streiten sich wegen einer Fahre, deren Werth höchstens 5 Mark beträgt, zwei Bürger seit einem Jahre. In dem bis jetzt noch unentschiedenen Prozeß sind bereits 1000 Mark Parteikosten erwachsen. —
 — Die Pariser Theater machen diesen Winter äußerst schlechte Geschäfte. —
 — In Zebesz (Süd-Ungarn) sollen 18 rumänische Weiber ihre Männer vergiftet haben. —
 — In Rom verhaftete unlängst die Polizei eine Anzahl Realschüler, die vor ihrer Schule in der Freihalbstunde friedlich ihr Brot aßen, da sie in den jugendlich lebhaften Reden, die die Jungens führten, staatsverrätherische Kundgebungen witterte. —
 — Ein neunjähriger Knabe hat in Calto bei St. Nemo (Italien) zwei Schulkinder im Alter von 5 und 7 Jahren erschlagen, um 65 Cent. zu erlangen. —
 — Im Schlosse von Windsor will ein junger Lieutenant den Geist der Königin Elisabeth, „der Jungfräulichen“, gesehen haben. Muß der eingebildet auf seine Schönheit sein! Nun, vielleicht war es ein Geist von der Sorte der lüthigen Herzogin Friß Fulle. —
 — Ein Honorar von 25 000 Fr. und 3000 Fr. Reiseentschädigung hat der Wiener Tenor Van Dyl für fünf Vorstellungen im Marien-theater zu Petersburg bekommen. —
 — Wie jetzt bekannt wird, haben am 6. Dezember vorigen Jahres im brasilianischen Staate Parana Botokuden eine ruthenische Ansiedelung überfallen, 19 Personen ermordet und zwei verwundet. —

wieder zurück in ihre heimatlichen Dachstühle. Und so ein junger Nichtsnutz! Ein Steinrenterkind in Altenmoos davonlaufen! Davonlaufen! — Es hat ihm das Leben gekostet. — Wenn er sich's freiwillig genommen hätte! Wenn er in der Heimath sterben wollte, weil er, vom bösen Zauber gehegt, in der Heimath nicht leben konnte! — Die That wäre eines Jakob Steinreuter würdig. Gott schütze uns! Warum hätte er das Wasser gewählt, welches die Theile seines Leibes der Heimathserbe entführt und in das weite Weltmeer hinaus trägt! — „Er ruhe im Frieden!“ betete der Priester am Altar. Wo? fragte sich Jakob. Er hat im Leben keine Statt gehabt, er hat im Tode keine. Und das ist mein Kind gewesen! — So sann Jakob. Der Bauer zu Altenmoos konnte freilich keine Vorstellung davon haben, daß auch das Geschlecht der Steinreuter seinen Antheil hat an dem Geschehe des ewigen Juden, daß auch dieses Geschlecht seinen friedlosen Weltpilger gebären muß, und daß solcher Sprößling um so ungeberdiger seine weiten Wege suchen muß, je enger und fester sich der Kreis dieser Familie gehalten hatte. Wenn ein Geschlecht sehr einseitig ist, so steht in demselben plötzlich ein Mitglied auf, das nach der entgegengesetzten Seite ausartet.

Heiterer als der still blutende Schmerz der Mutter, als die zornige Liebe des Vaters, war bei dem Gedächtnißamte die kindliche Andacht der kleinen Geschwister. Sie saßen neben der Mutter und schauten in das Schiff der Kirche empor, ob mit den Schwalben denn nicht auch ihr Bruder dort umherfliege. Es war ihnen gesagt worden, daß der Jackerl ein Engellein des Himmels geworden sei. Der störrische, tollwüthige Bruder ein Engellein! Es ließ sich zwar nicht gut reimen, und ein Kindertopf ist mitunter zu klein, als daß viel Ungereimtes darin Platz hätte, das ist weit besser in großen Hohlköpfen möglich. Die kleine Angerl schlüpfte aber den Zwiespalt, indem sie dem kleinen Friedel zuflüsterte, es gebe halt auch wilde Engel, so wie es wilde Tauben giebt, und wenn der Jackerl im Himmel Flügel habe, so brauche er nicht durchzugehen, so könne er durchfliegen. Es war den Kindern nicht denkbar, daß der Jackerl in seiner ewigen Heimath ruhig sitzen bleiben würde.

Der Pechöl-Naz blickte in der Kirche fortwährend auf die zwei Kinder und freute sich sehr, daß sie nicht traurig waren; die Kinder müssen mit allem spielen können, auch mit dem Tode, und wenn sie einem Knochen Federn anbinden, so ist der Engel fertig.

Als sie nach dem Gottesdienste aus der Kirche traten, gerabe unter dem Thore, gab der Jakob seinem Weibe etwas unsicher die Hand und sagte: „Es ist vorbei. Machen wir das Kreuz darüber.“

Von diesem Tage an wurde im Reuthofe über den Jackerl kein Wort mehr gesprochen. Wenn dem Vater irgendwo ein Kleidungsstück des verlorenen Knaben in die Hand kam, so schleuberte er es fast unwillig von sich, und doch krümmten sich seine Finger, daß es daran hängen bliebe. Die Maria aber barg solche Stücke in ihrem Gewandkasten, und an den langen Sonntagsvormittagen, wenn alle anderen in der Kirche zu Sanden waren, öffnete sie den Kasten, herzte und küßte die Kleider des Knaben und nezte sie mit ihren heißen Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Noch ist die Tante des Herrn Langerhans nicht vergessen, die berühmte Tante aus Paris, die dem freisinnigen Politiker so viel Wahrheit über die Zustände in Frankreich berichten konnte, und schon taucht ein anderer treuherziger Mann auf, der die Klagen seines guten Freundes aus Nafel im Posenischen aller Welt im Parlament verflücht. In unseren Tagen freut man sich solch' freundschaftlicher Hochschätzung, und darum sei des kühnen Herrn Schmidt nicht vergessen, der neulich im Abgeordnetenhaus mit solchem Nachdruck der wehmüthigen Klagen seines Freundes gedachte. Es ist ein Trost, im eigenen Zimmer solch' starken Freund zur Seite zu haben, wie Herr Schmidt ist. Wenn der wider Polen und Reichsfeinde das nationale Banner entrollt, dann schwindet alle Bänglichkeit; und so klopfte Herr Schmidt seinem Freunde aus Nafel, als dieser verzweifelt ausrief: Was sind das nur für Zustände in unserem Abgeordnetenhaus, auf die Schulter und sagte, aufrecht wie ein Held: Weine nicht, Mann aus der Ostmark, wir Deutsche fürchten nichts auf der Welt!

Als Herr Schmidt, der Vertreter für Nafel, die pathetische Geschichte von seinem Freunde zu Ende deklamirt hatte, da begegnete man dem Nationalistischen Schwärmer der berühmten Stadt Nafel mit herzlichster Heiterkeit. Man spottete des Mannes nicht, der in so kritischen Tagen, wie die unsrigen, für einigen Humor sorgt. Möge das Gespenst der Kriegsfurie im Osten auf-

dämmern, mag militaristische Machtbegier aufs neue Opfer um Opfer vom Volk verlangen, mag im Innern die Verbitterung sich immer mehr vertiefen: mit dem frohen Vertrauen, daß die Siegfriednaturen zielt, hält der Mann von Nafel treue ostdeutsche Wacht. Und wenn seine Freunde betrübt sich um ihn schaaren, er haucht ihnen frischen Muth ein mit den Heldenworten, die aus breiter Männerbrust erdröhnen: „Wir Deutsche“ u. s. w.

Sonst waren es mehr die westdeutschen Städte, die vom Ruhm deutschen Geistes, deutschen Lebens erzählten. Noch in dieser Woche rüstet sich das badische Breiten, um den 400. Geburtstag seines Philipp Melancthon zu feiern. In diesen westdeutschen Städten und Städtchen wurzeln deutsche Sage, deutsche Kämpfe. Jetzt hat sich das Blatt gewandt. Ostelbiens Söhne glühn von nationalem Eifer, und in Nafel, der Stadt, die durch Geschäfte und so viel landschaftlichen Reiz verklärt ist, in Nafel im Posenischen, lebt Herr Schmidt, den freulen Uebermuth tüdlicher Polen zu strafen und zu rächen. Was wollen die Kulturstädte am Rhein mit ihren stolzen Erinnerungen sich blähen, was wollen die heimlichen Nester in Schwaben und Franken bedeuten, was jene bayerischen Städte, die Glanz und Reichthum und rüstiges Schaffen in ihren Mauern sehen; in Bomst, in Nafel und Fiehele leben heute die deutschesten der Männer; hier wirkte der edle Carnap, dessen grimmige Heldenthaten ein Bestimmungsgenosse im preussischen Abgeordnetenhaus für durchaus korrekt fand. Man muß die Dinge nur mit richtigem Humor betrachten. Auch in alten Heldenliedern waren es die Zapersten, die Schreden unter ihren Feinden verbreiteten, und hatten sie im grimmigen Ruhm sich genug gethan, dann griffen auch sie zum Methhorn oder zum Becher, bis sie nieder sanken. Ein ganz korrekter Held war also der Herr v. Carnap; und wenn er einmal, des süßen Weines voll, in seiner höchst anschaulichen Männer sprache von dem Schwein in der roten Jacke sprach, so ist das eine Kleinigkeit gegenüber der Hauptfache, daß er Schreden unter den Polen zu verbreiten verstand. Die sollen wissen, was heute Trunpff ist. Jetzt wird in scharfer Tonart mit ihnen gesprochen.

Der Schreden als volkspädagogisches Mittel spielt heute überhaupt eine herrschende Rolle. Auf den Schreden vertrauen die Mächte, die Europa's waffenstarrten Frieden bewachen; und wären die Dinge, um die es sich handelt, nicht in der That so furchtbar ernst, man wäre versucht, über den grotesk-tonischen Eindruck, den die „Welt diplomatie“ macht, hell aufzulachen. Es regnet Verwarnungen über Athen. Das kleine Griechenland soll kein Abenteuer auf Kreta wagen; sonst — und die diplomatischen Stirnen furchen sich gar ernsthaft — sonst werde ein graufiges Strafgericht über Hellas hereinbrechen. Aber die schreckhaften Prophezeiungen haben nicht Macht und nicht Werth; die Mächte haben sich in all' den türkischen Wirren, bei all' den Neheleien so ungeheuer blamirt, daß ihr moralisches Gewicht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem großsprecherischen Auftreten steht. Ob dies diplomatische Mummelgeisenthum besänftigt oder droht, was will es gegen die aufgeregte Volksleidenschaft, von der der König selber sagt: Gebe ich ihr nicht nach, so kann ich und meine Familie einpacken!

Aber da kommt man mit langathmigen Notizen; an jedem neuen Tage wird strenge versichert: Nie zuvor noch war die Einigkeit der Mächte so klar, als jetzt. Eine Versicherung, an die kein Mensch glaubt. Woher soll dann die Furcht vor der Erhabenheit des vereinigten Europa's kommen?

Auch anderswo sucht man mit erschreckendem Schrecken Volksziehung zu betreiben; und wenn man da erfährt, was die Polizei in romanischen Staaten während der jüngsten Zeit sich geleistet hat, so müßte das Blut des polizeirechnmsten Menschen vor Erregung aufwallen. Die Tradition in jenen Ländern, wo die Polizei auf Verschwörer gedrillt und gehegt war, wirkt weiter. Vom Uebereifer, vom stumpfen, trägen Gehorsam untergeordneter Polizeiorgane, die zum Selbstdenken nicht geschult, von Ueberhebung und Bewaltfamkeit hört man auch anderswo. Aber die türkische Brutalität, mit der die italienische Polizei gegen die Studentennröhen vorging und die bestialischen Follern, die spanische Staatsretter wider ihre Gefangenen ausübten, sind Eigengewächs. An die Tage blutigster spanischer Grausamkeit wird man erinnert, wenn man davon hört, was zum Ausgang des glorreichen neunzehnten Jahrhunderts in den Gefängnissen von Barcelona vorkommen durfte. Man meint, es müßte ein Schrei gellender Empörung durch die Presse aller zivilisirten Länder gehen. Wenn irgendwo eine grausame That geschieht, wird sie in allen sensationellen Einzelheiten dem Publikum dargeboten; und die Journalisten nennen sich doch so gern die Wachthunde der Zivilisation. Warum bellen sie jetzt nicht, laut und vernehmlich, bis das Gewissen der Schläfrigen erwacht?

Was in Spanien geschah, ist für jede Kulturnation lehrreich. Geschieht bei uns eine Bluttbat aus Wahnwitz oder Verbrechen, so erhebt sich ebenso das wüthende Rachegeschrei, das alle Vernunft und alle Gerechtigkeit tödtet; und die das Wort „christlich“ am lebhaftesten im Munde führen, die pflegen die ungeberdigsten unter allen zu sein. Noch ist das Rachegebrüll nicht vergessen, das nach der Ermordung des Justizraths Levy sich gegen die verworfene Jugend der Großstadt lehrte. Am liebsten hätte man Riesen-Zuchthäuser gebaut und alle halb-wüchigen Berliner, die „goldene Jugend“ natürlich ausgenommen, darin untergebracht.

Als in Barcelona einige Wahnsinnige während einer Frohnleichnam's-Prozession Bomben unter die Menge warfen, da wandte